

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 215.

Mittwoch, 15. September.

1915.

(16. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuys.

(Nachdruck verboten.)

Baronesse van der Burght, ein älteres Fräulein, eine entfernte Verwandte des Hausherrn, machte die Honneurs auf Dudeburg. Sie empfing die Gäste im Vestibül, einer geräumigen Halle. Kolossale Schränke mit wunderlichem Schnitzwerk zogen sich an den Wänden entlang und dazwischen hingen die Bildnisse längst dahingegangener Besitzer des Schlosses, neben ihren steifen blonden Gemahlinnen. Bequeme Lederstühle und einige Tische mit blumengeschmückten Vasen gaben dem großen Raum einen Anstrich von Behaglichkeit. Zwei Schlafzimmer im ersten Stock, verbunden durch einen Salon, nahmen die Damen auf, der schmale Kabinenkoffer, den sie mitgebracht, fand sich bereits vor.

„Ein geradezu fürstlicher Besitz ist dieses Schloß“, äußerte Gräfin Sorbagen, „wenigstens so weit ich es bis jetzt zu beurteilen vermag.“ Sie zog das dunkelblaue Seidenkleid an, das sie vorsorglich mitgebracht, und legte das weiße Stickerkostüm für Friedel zurecht. In einer halben Stunde ging es zu Tisch und in vornehmen holländischen Familien achtet man die Sitte, des Abends bei der Hauptmahlzeit in großer Toilette zu erscheinen.

Van Moelen, die stattliche Gestalt im Frack, führte die Gräfin zu Tisch, mit freundlichem Nicken bot die Baronesse van der Burght Friedel den Arm. Die Tafel war reich gedeckt mit außerordentlichem seltenem Porzellan, Silber und gewaltig funkelte das prächtige Silbergerät und zwei Diener servierten lautlos und aufmerksam. Friedel sah dem Jonkheer gegenüber. Er hob sein Seksglas und stieß mit ihr an. Wie ein unterdrückter Schrei klangen die dünnen Rösche zusammen. Friedel trank hastig. Heiß durchströmte der Champagner ihr Blut, schneller rann es durch ihre Adern und die Worte glitten leicht und gut über die Lippen.

Ein Wohlgefühl, wie seit langem nicht mehr, war in Friedel und die Erinnerung an Hans von Bückenbach trat zum ersten Male zurück vor dem Behagen der Stunde. Baronesse van der Burght nickte ihr mehrmals mütterlich liebevoll zu. Friedel gefiel ihr ausnehmend. Gott sei Dank, daß Frederik van Moelen endlich ernstlich daran dachte, eine Gattin heimzuführen; es wäre doch ein Jammer gewesen, wenn Dudeburg nach seinem Tode an eine Seitenlinie fiel. Daß Frederik die Komtesse liebte, das hatte er ihr anvertraut, und daß sie seinen Antrag annahm, war nicht zu bezweifeln, sonst wäre sie doch nicht hierhergekommen.

Nach dem Speisen gab es im Nebenraum den Tee in papierdünnen chinesischen Tässchen.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette reichen, Komtesse?“ fragte der Jonkheer van Moelen.

„Gerne.“ Sie nahm eine Zigarette aus der ihr dargebotenen Schachtel, und er hielt ihr dienstbereit das Rämpchen mit der winzigen Flamme entgegen. Dabei berührten sich zufällig beider Hände und die gutgeformte Männerhand bog sich zusammen, als wolle sie Friedels Hand festhalten.

„Morgen zeige ich Ihnen Dudeburg“, sagte van

Moelen, „hoffentlich gefällt Ihnen unser alter Besitz.“ Sein Wunsch rankte sich durch seine Worte.

„Was ich bisher gesehen, hat mich entzückt“, versicherte sie und trat an eine Vitrine, in der köstliche Alt-Japaner-Stühle standen, „so eine Inneneinrichtung wie auf Dudeburg gibt es nicht allzu häufig.“

„Erbt und erhaltet“, erwiderte er. Es drängte ihn, ihr zuzurufen: Das alles soll dir gehören, du junge hübsche Schönheit, wenn du dich mir nur dafür fürs Leben anvertrauen willst! Doch das Baulernen der beiden älteren Damen riß ihn in die Wirklichkeit zurück. Die Baronesse erzählte gerade: „Ich besitze ein Häuschen in Utrecht, doch als Frederiks Mutter starb, zog ich auf seinen Wunsch nach Dudeburg, wenn er heiratet, gehe ich wieder heim in mein Häuschen“, ihr Blick traf sich mit dem des jungen Mädchens. Nun wußte Friedel, der Antrag stand nahe bevor. Und die beiden älteren Damen lächelten sich verständnisvoll an und in Friedel froh Furcht empor, so dicht vor der Entscheidung zu stehen. Jonkheer van Moelen merkte die Erregung der sonst so Beherrschten und deutete sie zu seinen Gunsten.

Man wünschte sich Gute Nacht und begab sich auf die Zimmer. Gräfin Sorbagen blieb noch ein bißchen bei Friedel. Sie redete vergnügt davon, welch ein großes Glück Friedel machte. Man war ja selbst das, was man als sehr wohlhabend bezeichne, vielleicht auch reich, aber dem Reichtum des Jonkheern gegenüber bedeute es wenig. Das sehe man auf den ersten Blick. Und der Besitzer von Dudeburg wäre ein stattlicher, schöner Mann und kolossal verliebt. Das letzte unterstrich Gräfin Sorbagen in der Rede, die sie während des Auskleidens ihrer Tochter hielt. Hans sei ein dummer Junge dagegen und schließlich sei die Verlobung mit ihm nichts als eine Kinderei gewesen.

Da rückte er Friedel plötzlich wieder greifbar nahe, er, den sie um jeden Preis vergessen wollte. Die hohe schmale Gestalt straff aufgerichtet, das braune Gesicht so knabenhaft herbe — o, hätte die Mutter doch nicht von ihm gesprochen. Sie war so kräftigen Willens gewesen, Jonkheer van Moelens Frau zu werden, ein lautes „Ja“ wollte sie ihm entgegenen, wenn er sie befragte, alle Welt sollte sie beneiden um das Glück, das sie gemacht, bis sie selbst daran glaubte. Und nun —

Dunkel und heiß lag die Nacht über Dudeburg und in der schwülen, schweren Nacht glitt die Sehnsucht wie üßer Blumenduft durch die Fensterscheiben und legte sich in leichter loser Traumgestalt am Herz und Sinne.

Baronesse van der Burght träumte von ihrem stillen Utrechter Häuschen hinter dem alten Domturm, von dessen Höhe herab die getragenen schweren Akkorde des Glockenspiels hineinklangen in ihre kleine Welt. Dann gleiten sie langsam festlich weiter hin über die Dächer der alten Stadt. Und die Töne bringen so viele Erinnerungen mit, — wenn man alt ist, sind Erinnerungen doch das Aller Schönste. Baronesse van der Burght lächelte im Traum.

Gräfin Sorhagen träumt von dem Glück ihres Kindes und freut sich besonders auf das Gesicht der neugierig schnüffelnden Excellenz Minacher. Gräfin Sorhagen lächelt im Traum.

Zontheer van Moelen träumt, daß die schöne deutsche Komtesse neben ihm am Altar kniet. In dem kahlen Reformationskirchlein von Dudesburg wird sie sein Weiß. Glanz und Sonne bringt ihre Schönheit in die steife weißgetünchte Kirche, die auch einst Heiligenbilder und bunte katholische Pracht gekannt, ehe die Reformation sieghaft durch das Land zog, ehe die Bilderstürmer ihr Werk taten. Zontheer van Moelen lächelt im Traum.

Und Friedel träumt, sie reite mit Hans Budenbach durch kühle, grüne Wälder, sie jagt voran und er holt sie ein und küßt sie. — Friedel Sorhagen lächelt im Traum. Sie erwacht und sieht mit brennenden Augen in den grauenenden Morgen.

Gräfin Sorhagen und Friedel fanden sich zum Frühstück ein, deutlicher noch als am Abend fiel ihnen jetzt die gediegene Pracht des Schlosses auf. Wo man ging, trat der Fuß auf schwere, wertvolle Teppiche.

Es war ein behagliches Frühstück. Selt lugte die Sonne durch die breiten Scheiben und spann ihre feinen Glanzfäden um die silbernen Schüsseln und den Samowar, in dem Wasser behaglich brodelte. Die vier Menschen, die miteinander am Tische saßen, lächelten heimlich zwischen den Gesprächen, ohne es vielleicht selbst zu wissen. Das kam von den Träumen heute nacht, die lebten weiter in ihnen. Nur in Friedels Nächeln mischte sich etwas wie Schmerz, aber niemand sah es. Zufriedene, glückliche Menschen haben wenig Scharfsicht.

„Wenn es den Damen recht ist, zeige ich Ihnen später das Schloß.“

„Gerne, Herr van Moelen“, entgegnete die Gräfin liebenswürdig. Ehe man sich erhob, brachte ein Diener ein blankes Metallbeden, in dem Baroness van der Burght als Hausfrau nach holländischer Sitte schnell und gewandt das Porzellan abwühlte.

Die Baroness entschuldigte sich mit ihren häuslichen Pflichten, so trat man denn ohne sie den Rundgang durch Dudesburg an. Klippige, große Salons und entzückende, lauschige Winkel öffneten sich vor den Augen von Mutter und Tochter, und sie standen in der Bibliothek und staunten über die Büchermassen, die in den fast bis zur Decke reichenden Schränken und Regalen aufgestapelt waren. Gemälde alter holländischer Meister gingen überall. Es war ein Gang durch lauter Schönheit. Und Friedel Sorhagen dachte dabei, wie viele Mädchen wohl gerne an ihrer Stelle gewesen und voll seliger Erwartung an des Zontheers Seite geschritten wären. Voll seliger Erwartung!

Sie fühlte nur eine große Unruhe und ihr Stolz und Trost wurden müde, denn der Traum, der Traum ließ sie nicht los.

„Nun wollen wir die Stallungen ansehen“, schlug Zontheer van Moelen vor.

„Ich freue mich auf „Dief meisse“, sagte Friedel, Pferde waren nun mal ihr Faible.

Sie gingen quer über den Hof, in dem zwei Springbrunnen die Lust mit ihrem eintönigen, sanften Plätschern erfüllten. Gräfin Sorhagen nahm die Bogenbrücke vor die Augen und hielt eifrig Umschau, soviel Neues bot sich. Durch dichte Hecken beinahe völlig von dem Schloßhof getrennt, lag ein zweiter Hof, hier befanden sich die Stallungen, auch ein nettes, kleines Häuschen gab es hier, darin hauste der Teil des Dienstpersonals, der nicht im Schlosse wohnte.

„Ich habe das alles vor zwei Jahren gründlich renovieren lassen“, sagte Zontheer van Moelen, „auch baute ich da links die Garage an, weil ich mir damals das erste Automobil kaufte; denken Sie, Komtesse, es war kein Raum da, den Kasten unterzustellen, ich mußte also bauen.“

„Ah“, warf Gräfin Sorhagen ein, „Sie besitzen auch ein Auto?“

„Sogar drei, gnädige Gräfin“, antwortete er. „O, ich mache oft weite Touren. Es ist ein schönes Bewußtsein, so nach Laune in der Welt herumfahren zu können, kreuz und quer. Nicht immer den geraden Geleisen der Eisenbahnen folgen zu brauchen, sondern sich seinen eigenen Weg zu bahnen. Die eigenen Wege haben mir allerdings schon manchen Strafzettel eingebracht“, fügte er lächelnd hinzu.

Die breiten Stalltüren waren weit offen und man schritt hinein in die mit bunten Nacheln ausgelegten Räume, in deren bequemen Ständen sechs Reitpferde und vier Wagenpferde standen. Ein Stallburche, in blau und weiß gestreiftem Leinenanzug, führte eben ein Pferd auf dem Rasen hinter den Ställen herum.

„Dief meisse“, der Zontheer zeigte auf das Pferd, das ungeberdig den Kopf bewegte. Der Burche kam näher. „Welch prächtiges Tier“, meinte Friedel bewundernd. Bärtlich klopfte ihre Hand den schlanken Hals „Dief meisse“. Der schmale, feine Pferdekopf bog sich leicht zu Friedel herüber und die großen Augen sahen sie an, beinahe bittend, als warte das Tier auf etwas. „Dief meisse“, rief Friedel. Das Pferd wippte die Ohren und wieherte leise auf, und mit Wohlbehagen nahm es das Stückchen Futter, das ihm die Komtesse entgegenhielt.

Der Stallburche schaute ganz dumm drein; seit dem Tode der alten Frau van Moelen hatte er „Dief meisse“ nie mehr liebenswürdig gesehen.

„Das ist ja fast ein Wunder, das Sie vollbringen, Komtesse“, sagte der Zontheer van Moelen anerkennend, „ich glaube, Ihnen würde „Dief meisse“ auch beim Reiten keine Schwierigkeiten bereiten.“

„Soll ich's versuchen?“ Das Experiment reizte sie und dazu die Lust, wieder einmal ein Pferd zu besteigen. Schon seit Wochen hatte sie nicht mehr geritten. Zontheer van Moelen kann einen Moment nach. „Von meiner Mutter muß noch ein neues Reitkleid da sein, das sie kurz vor ihrem Tode anfertigen ließ, es dürfte passen, Komtesse. Mutter besaß trotz ihrer Jahre noch eine sehr schöne Figur“, setzte er hinzu und sein Blick flog prüfend über Friedel Sorhagens Gestalt.

Das Reitkleid fand sich wirklich vor und es sah der blonden Komtesse vorzüglich.

„Man meint, es wäre eigens für dich angefertigt“, staunte die Gräfin und sah mit Stolz der Tochter nach, die in dem knappschließenden, dunklen Tuchkleid und dem Panamahut, unter dem das lose frisierte Haar reich hervorquoll, so unendlich vornehm wirkte. Auch Zontheer van Moelen hatte den Anzug gewechselt und erwartete die Komtesse bereits in hohen Reitstiefeln. Er reichte Friedel eine lederüberzogene Reitstange mit goldenem Knopf, in dem ein Monogramm aus kleinen Rubinen eingelassen war. „Sie gehörte meiner Mutter.“

Sie nahm die Reitstange mit einem schnellen Dank entgegen, seine Augen hatten mit so flammender, aufrichtiger Bewunderung auf ihr geruht, als sie ihm in dem Reitkleid entgegentrat, daß sie verlegen ward. Mit einigen banalen Worten suchte sie sich darüber hinwegzuhelfen. Vor der Freitreppe stiegen sie auf. Zontheer van Moelen faltete lose die Hände, leicht setzte Friedel ihren Fuß hinein und saß rasch im Sattel.

Der Zontheer ritt einen Schimmel. Seite an Seite trafen sie vom Hof herunter. Ab und zu wechselten sie ein Wort über die Pferde. „Dief meisse“ ging prächtig und gehorchte dem geringsten Druck von Friedels schlanken festen Mädchenhänden, man hätte glauben können, daß nie eine andere Frau auf dem Rücken des geschmeidigen, goldbraunen Tieres gesessen.

„Sie sind die beste Reiterin, die ich kenne, Komtesse“, lobte der Schloßherr enthusiastisch. „Mit Ihnen zu reiten ist —“ er wollte sagen: „Das Schönste, was es gibt.“ Doch hielt er mitten im Satz inne, so übertrieben durfte er nicht zu ihr sprechen, sie war so prächtig und zurückhaltend und langsam vollendete er: „Sitt ich Vergnügen.“

Ihre Wagen hatten sich nach der Bewegung gerötet und ihre braunen Augen leuchteten tiefdunkel. War das ein Genuß, so durch den klaren Morgen zu traben. Sie bogen nun in einen Tannenwald ein, seine Koniferennadeln rieselten hernieder und würziger Geruch von Harz strich erfrischend um die Stirnen. Sie ritten einen moosbewachsenen Weg, unhörbar berührten

die Hufe der Pferde den Erdboden, fern öffneten sich die Tannen zu einer Dichtung, da hing der Himmel vor, gleich einem leuchtenden blauen Tuch.

Die Dichtung weitete sich, das blaue Tuch zog sich höher und der Ausblick auf leichtbügeliges Weidenland ward frei. Am Waldrand stand eine Bank, aus Stämmen zusammengegerüstet. (Fortsetzung folgt.)



Technische Streifzüge.



(Nachdruck verboten.)

Das Unterseeboot.

Von Th. Wolff-Friedenau.

III.

Wir hatten im vorigen Artikel die furchtbare Waffe des Unterseebootes, den Torpedo, kennen gelernt, der aus dem Lanzierrohre herausgestoßen wird und Tod und Verderben in das angegriffene, feindliche Schiff trägt. Außer mit den Torpedos ist das Unterseeboot aber auch noch mit einer Schnellfeuerkanone ausgerüstet, die in einer Verschwindschiffel auf dem Deck des Schiffes, unmittelbar vor der Kommandobrücke, aufgestellt ist.

Es ist erklärlich, daß die furchtbare Wirkung der Torpedos auch bei allen Marinen zur Erfindung und Anwendung von Abwehrvorrichtungen geführt hat. Solche bestehen beispielsweise in Torpedoschutznetzen aus kleinen Stahlringen, die um das Schiff herum heruntergelassen werden und den Zweck haben, den Torpedo aufzufangen und unschädlich zu machen, bevor er die Schiffswand erreicht hat. Hiergegen sind die Torpedos wieder mit einer Art Scheren ausgerüstet, die die Netze beim Auftreffen zerschneiden und so dem Torpedo durch das Stahlnetz hindurch seinen Weg bahnen. Auch hat man zur Abwehr der Torpedos begonnen, das Unterteil der Schiffe ebenfalls zu panzern, während eine reichliche Bewaffnung der Schiffe mit Schnelladekanonen dazu dient, nahende Torpedos durch ausgiebige Beschießung unschädlich zu machen. Auch die Vervollkommnung des Zellsystems der Schiffe ist auf die Torpedogefahr zurückzuführen, denn ein von einem Torpedo getroffenes Schiff hat umso mehr Aussicht, sich zu halten, je mehr wasserdichte Zellen (Schotten) es enthält und je geringer die Zahl der Zellen ist, die von dem Torpedo getroffen bzw. zerstört wurden. Der beste Schutz gegen die furchtbare Waffe der Unterseeboote besteht jedoch in schärfster Wachsamkeit, die darauf gerichtet ist, das Unterseeboot bzw. den ausgesandten Torpedo zu sichten und zu zerstören, bevor sie in die Nähe des Schiffes gelangen können. Mehrere starke Scheinwerfer dienen dazu, die drohende Gefahr auch bei Nacht rechtzeitig zu erkennen. So ist es auch der Leitung eines Unterseebootes nur durch angespannteste Aufmerksamkeit und todesverachtende Kühnheit möglich, an den Feind heranzukommen und Erfolge zu erzielen. Stets ist das Unterseeboot, das auf der Jagd nach einem feindlichen Schiff ist, selbst in Gefahr, von einem feindlichen Torpedo mit Mann und Maus in den Grund gebohrt zu werden; auch droht ihm die Gefahr des Zusammenstoßes mit anderen Unterseebooten. Der Kampf der Unterseeboote zeigt den Krieg in seiner furchtbarsten Gestalt.

Eine der wichtigsten und notwendigsten Einrichtungen des Unterseebootes ist das Sehrohr (Periskop), das Auge des Unterseebootes, das ihm ermöglicht, sich auch in getauchtem Zustande und inmitten der Dunkelheit des Meeres über die Vorgänge, die sich über ihm in weitem Umkreise auf der Oberfläche des Wassers abspielen, zu unterrichten, sie zu sehen. Das Periskop ist eins der feinsten und scharfsinnigsten Erzeugnisse der modernen Technik, ohne welches eine erfolgreiche Betätigung der Unterseeboote einfach unmöglich wäre. Wenn sich das Unterseeboot unter Wasser befindet, so ist es blind. Denn das Licht vermag nicht tief in das Wasser einzudringen, und schon etwa 5 bis 6 Meter unter dem Wasserspiegel herrscht absolute Dunkelheit, selbst wenn über dem Wasser das hellste Sonnenlicht strahlt. Daher wäre das Unterseeboot blind und ohnmächtig, wie ein sonst vielleicht sehr gesunder und stark bewaffneter Mensch ohne Augen, der den Feind weder sehen noch sich seiner erwehren kann; ununter-

brochen wäre es der Gefahr feindlicher Angriffe, sowie auch des Zusammenstoßes mit anderen Schiffen ausgesetzt, ohne selbst aber seine furchtbare Bewaffnung erfolgreich in Anwendung bringen zu können. Daher finden wir schon bei den ersten Versuchen zum Bau von Unterseebooten Einrichtungen vor, die es dem getauchten Boot ermöglichen sollen, die Vorgänge um und über sich wahrzunehmen. Die erste und einfachste Einrichtung dieser Art bestand in einem langen Rohr, das von der Oberfläche des getauchten Bootes bis über den Wasserspiegel hinausragte und in dessen oberen Teil sich ein Mann aufhalten und durch eine Öffnung Ausguck halten konnte. Diese Einrichtung erwies sich jedoch als in hohem Maße unzuverlässig, und dieser Mangel war ebenfalls ein Grund mit, daß die Entwicklung des Unterseebootes zu einem brauchbaren Kampffahrzeug so lange Zeit hintenangestellt wurde. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dann zuerst der Vorschlag gemacht und ausgeführt, statt des Mannes in dem Rohre ein System von Spiegeln zu verwenden, die ein Bild von dem Umkreise auf der Oberfläche des Wassers und den sich dort abspielenden Vorgängen entwerfen, nach dem sich die Insassen des Bootes orientieren können. So mangelhaft auch die ersten Versuche dieser Art ausfielen, so versprachen sie doch bei weiterer Verbesserung dieser Einrichtung mehr Erfolg, und heute ist es der optischen Technik gelungen, auf Grundlage dieses Prinzips eine Einrichtung zu schaffen, die dem Unterseeboot auch in getauchtem Zustande die volle Möglichkeit gibt, zu sehen, was über ihm auf dem Wasser vorgeht. Diese Einrichtung, das Periskop, besteht aus einem Stahlrohr, das auf dem Kommandoturm des Fahrzeugs angebracht und so lang ist, daß es mit seinem obersten, kopfartig erweiterten Teil über den Wasserspiegel hinausragt. In diesem obersten Teil des Rohres ist ein System von Linsen und Prismen angebracht, die nach Art eines photographischen Apparates ein Bild von dem Umkreise entwerfen, das durch das Rohr hindurch auf einer weißen Fläche aufgefangen wird. Nach diesem Bilde kann sich der Führer des Bootes über die Vorgänge, die sich im Umkreise über dem Wasser abspielen, orientieren, kann er das vorher gesichtete feindliche Schiff auch weiterhin im Auge behalten und seinen Angriff auf dieses mit Erfolg vorbereiten; er kann Richtung und Bewegung des feindlichen Schiffes erkennen und hiernach selbst auch die Zielrichtung für den auszusendenden Torpedo zu bestimmen. Nach Art eines Teleskops kann das Sehrohr durch Ein- und Ausziehen verkürzt und verlängert und daher immer gerade so eingestellt werden, daß es nur mit seinem obersten Teil über den Wasserspiegel hinausragt. Das Rohr ist daher vom Gegner nur schwer zu erkennen und zu beschließen, zumal es durch einen grauen Anstrich möglichst seiner Umgebung angepaßt ist und sich schon bei leichtem Seegang im Wellenspiegel fast verliert. Dennoch muß die Besatzung des Bootes stets gewärtigen, daß ihm das Sehrohr fortgeschossen wird, was eine der größten Gefahren für das Boot bedeutet; denn der Gegner hält schärfsten Ausguck nach feindlichen Periskopen, die für ihn stets ein untrüglicher Beweis der drohenden Nähe von Unterseebooten sind, und wo er ein Sehrohr erblickt oder nur vermutet, eröffnet er sofort das schärfste Feuer, um das Unterseeboot durch Fortschießen des Sehrohres zu blenden und unschädlich zu machen. Heute führen die Unterseeboote daher zumeist zwei Sehrohre mit sich, um nach dem Abschießen des einen mit dem anderen weiterarbeiten zu können.

Wenn die heutigen Periskope im allgemeinen auch zur Zufriedenheit arbeiten, so sind sie dennoch mit mancherlei Mängeln behaftet, die noch erhebliche Verbesserung und Vervollkommnung dieses im übrigen aber überaus scharfsinnig und kunstvoll konstruierten Apparates ge-

statten. Das Bild, das das Sehrohr entwirft, ist nur bei wenigstens einigermaßen ruhigem Seegang zu erkennen, auch gibt es immer nur einen Teil des horizontalen Umkreises und diesen obendrein in optischer Verzerrung wieder, so daß in höchstem Maße Aufmerksamkeit und Scharfsinn dazu gehören, um sich nach diesem Bilde richtig zu orientieren. Es ist aber zu hoffen, daß es der optischen Technik gelingen wird, die Leistungsfähigkeit dieses hochwertigen Hilfsmittels des Unterseebootes und damit dessen eigene Kampffähigkeit noch weiterhin zu steigern und die ganze Vorrichtung noch erheblich zu verbessern. Die besten und vollkommensten Periskope werden gegenwärtig von der deutschen optischen Industrie erzeugt, und die deutschen Periskope sind den ausländischen durchweg überlegen. Die großen Erfolge, die unsere U-Boote bisher zu erzielen vermochten, verdanken sie nicht zum geringsten Teil ihren Sehrohren.

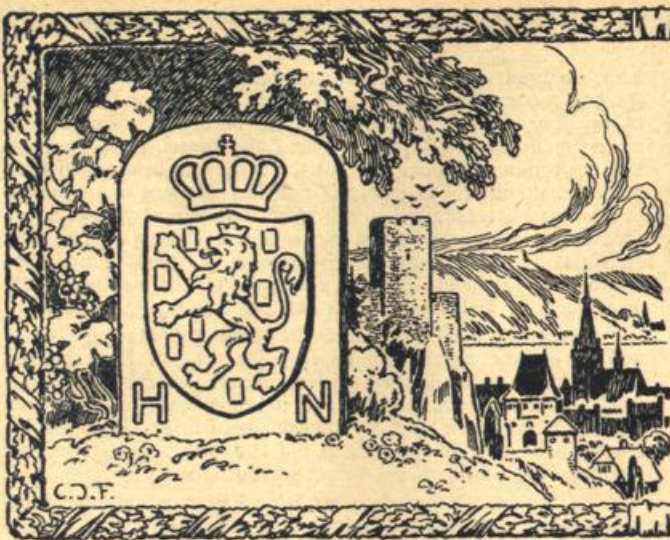
Von den sonstigen technischen Einrichtungen des Unterseebootes sei noch die Anlage für drahtlose Telegraphie erwähnt, die dazu dient, die Verständigung des Fahrzeuges mit anderen Schiffen zu ermöglichen. Aus weiter Entfernung erhält das Unterseeboot auf diesem Wege seine Befehle, gibt es seine eigenen Meldungen und Mitteilungen weiter, und die weitestgreifenden Aktionen unserer U-Boote wäre ohne dieses Hilfsmittel vielleicht kaum möglich geworden. Der Verständigung über kürzere Entfernung dient der Unterwasserschallsignal-Apparat, eine Vorrichtung, die in den letzten Jahren allgemein bei der Kriegs- und Handelsmarine in Aufnahme gekommen ist, sich sehr gut bewährt hat und jetzt auch für die U-Boote nutzbar gemacht wird. Die Einrichtung besteht aus einer großen, etwa 70 Kilogramm schweren Glocke, die unter dem Fahrzeug frei im Meerwasser hängt und deren Klöppel durch Preßluft oder auf elektrischem Wege angetrieben wird. Der so erzeugte Schall wird im Wasser mit einer viermal so großen Geschwindigkeit wie in der Luft fortgeleitet und kann von anderen Schiffen vermittelt eines besonderen, nach Art eines Mikrophons gebauten Apparates aufgefangen werden. Die einzelnen Schallstöße haben nach Art eines Morse-Alphabetes bestimmte Bedeutung und gestatten so eine gute Verständigung und Signalgebung für bestimmte Zwecke. Bis auf Entfernungen von 10 Seemeilen können sich Schiffe und Unterseeboote durch Unterwasserschall-Signale verständigen, die den großen Vorzug haben, auch bei nebligem Wetter und stark bewegter See, wo Fern- und Sehrohr versagen, noch eine gute Verständigung zu ermöglichen. Das Mikrophon des Aufnahme-Apparates dient übrigens auch dazu, das Nähen feindlicher Schiffe durch Mitteilung des Geräusches derselben anzukündigen und bildet somit ein weiteres Sicherungsmittel.

Die Größe der Unterseeboote ist in den letzten zehn Jahren ganz bedeutend angewachsen. Während das erste deutsche Unterseeboot, das 1906 vom Stapel lief, nur 240 Tonnen Wasserverdrängung hatte, haben die heutigen Unterseeboote bei allen Marinen etwa 800 bis 1000 und noch mehr Tonnengehalt, womit sie sich allmählich den Größenverhältnissen kleiner Kreuzer nähern. Die russische Regierung gab vor zwei Jahren sogar den Bau eines Unterseebootes von 5400 Tonnen in Auftrag, also einer Art von Untersee-Dreadnought, der mit nicht weniger wie 36 Torpedorohren und 60 Fischtorpedos, außerdem auch noch mit 5 Schnellfeuerkanonen ausgerüstet werden sollte. Wenn dieses Riesen-U-Boot inzwischen fertig geworden sein sollte, so hat es jedenfalls kriegerische Erfolge bisher nicht erzielt, und ob es mehr oder auch nur so viel auszurichten vermag, wie ein U-Boot normaler Dimension, ist sehr fraglich. Wie bei den Heeren, so ist auch bei den Unterseebooten die Größe nicht der allein ausschlaggebende Faktor, die innere Technik ist von mindestens derselben Bedeutung, das haben wir bei der russischen „Dampfwalze“ gesehen, und diese Erfahrung dürfte sich wohl auch an dem russischen Untersee-Dreadnought bestätigen.

Noch zahlreiche andere technische Hilfsmittel gehören zum Bau und Betrieb des Unterseebootes, das in seiner Gesamtheit eines der scharfsinnigsten und vollendetsten Erzeugnisse der Technik und gleichsam einen Gipfelpunkt der modernen Kriegstechnik darstellt. Die verschiedensten Naturkräfte und Naturgesetze sind hier zum Zusammenwirken gebracht und haben eine Waffe erzeugt, die an Furchtbarkeit alle anderen Kriegsmittel übertrifft. Jahrelang und jahrzehntelang hat man Wert und Wirksamkeit der Unterseeboote für den Seekrieg bestritten, und noch im russisch-japanischen Kriege von 1902/04 waren die Erfolge der damals verwandten Unterseeboote so mangelhaft, daß jene Meinung damals viel mehr bekräftigt wie er-

schüttelt wurde. Erst der gegenwärtige Weltkrieg brachte die große Probe aufs Exempel, die von den U-Booten in so ungeahnt glänzender Weise bestanden worden ist. Das, was die deutschen U-Boote bisher in dem Weltkriege geleistet haben, läßt mit Berechtigung vermuten, daß diese neue Kriegswaffe dazu bestimmt ist, eine weitgehende Umwälzung in der Technik des Seekrieges herbeizuführen. Vergewegen wir uns, was es bedeutet, daß ein einziges Unterseeboot, ein so verhältnismäßig kleines Fahrzeug, durch einen wohlgezielten Torpedoschuß im Zeitraum von wenigen Minuten ein großes Schlachtschiff mit einem zwanzig- oder dreißigmal größeren Tonnengehalt und mit einer Besatzung von tausend Mann und noch mehr zum Sinken bringen und damit eine Kampfeinheit von Schlachtenwirkung vernichten kann, daß es einem einzigen deutschen Unterseeboot, dem geschichtlich berühmt gewordenen U 9, mit seiner Besatzung von 26 Mann möglich war, innerhalb einer Stunde drei englische Schlachtschiffe zu versenken und damit der englischen Flotte eine Schädigung zuzufügen, wie sie sonst nur durch eine große Seeschlacht herbeigeführt werden kann, daß bereits zahlreiche Schlachtschiffe und zahllose Handelsschiffe unserer vereinten Gegner auf diese Weise ihr Ende fanden, daß ein Riesen-Handelsdampfer wie die „Lusitania“ durch einen Torpedoschuß eines Unterseebootes versenkt und damit der englischen Handelsflotte ein Schaden von vielleicht hundert Millionen Mark zugefügt wurde, daß die Handelsschiffahrt der Feinde in weitestem Umfange durch die Tätigkeit der U-Boote lahmgelegt und die Operationen der feindlichen Schlachtfloten in schwerster Weise beeengt und bedrängt werden, so wird man die Bedeutung dieser neuen Kriegswaffe für die Zukunft erst richtig ermessen können. Gewiß, auch in dem gegenwärtigen Kriege beherrschen die Unterseeboote allein noch nicht den Seekrieg, sind die schweren Schlachtschiffe noch immer die wichtigsten Faktoren der Seeschlacht, wenn ihre frühere und allein ausschlaggebende Bedeutung durch die Wirksamkeit der U-Boote auch gewaltig erschüttert und vermindert worden ist. Aber die Technik und die kriegerische Verwendung und Wirksamkeit der Unterseeboote steht ja noch völlig am Anfang ihrer Entwicklung, und schon die Zukunft der nächsten Jahre oder Jahrzehnte wird mit Sicherheit eine gewaltige Steigerung der Zahl und der technischen und kriegerischen Leistungsfähigkeit der U-Boote bei allen Staaten herbeiführen, und dann kann und wird das Unterseeboot mit Gewißheit die Überlegenheit über die Riesenschlachtschiffe, die schwimmenden Festungen der gegenwärtigen Marinen, erlangen. Das Eintreten des Unterseebootes in den Seekrieg wird für diesen dasselbe bedeuten und in diesem dieselbe Umwälzung herbeiführen, wie es vor einem halben Jahrtausend durch die Erfindung des Schießpulvers und die Einführung der Schusswaffen im Landkriege der Fall war. Das Unterseeboot ist das Geschütz gegen die „schwimmenden Festungen“, und mit welcher Wirkung es als solches tätig zu sein vermag, das haben die Erfolge der deutschen U-Boote im Weltkrieg von 1914/15 zur Genüge dargetan. Unterseeboote zu bauen, ist aber den kleineren Staaten nahezu in demselben Umfange möglich wie den großen Seemächten, denn ein Unterseeboot kostet nur einen ganz bescheidenen Bruchteil der Riesensummen, die der Bau eines Dreadnoughts verschlingt, und von dieser Möglichkeit werden in Zukunft wohl alle Staaten den weitgehendsten Gebrauch machen. Damit aber bereitet sich eine Verschiebung der Kräfte und damit zugleich eine Umwälzung vor, die der jahrhundertlang hindurch ausgeübten Tyrannei des „meerbeherrschenden Englands“ ein Ende macht und die Freiheit der Meere für alle Nationen wiederherstellt. England hat einst Robert Fulton, der ihm den Bau von Unterseebooten angeboten hatte, abgewiesen, weil es in richtiger Erkenntnis von der Förderung dieses Kampfmittels eine Erschütterung seiner eigenen Seemacht befürchtete. Jetzt aber kann die Entwicklung und Zukunft der Unterseeboote nicht mehr hintengehalten werden; die deutschen U-Boote haben der Welt gezeigt, wessen sie fähig und wozu sie berufen sind und haben das in die Nähe gerückt, was das stolze Albion einst von dem Unterseeboot Robert Fultons befürchtete, die Beseitigung der englischen Willkürherrschaft auf dem Meere und die Freiheit des Meeres für alle Nationen.

Das Unterseeboot, das heute zur gebrauchsfähigen und wirkungsvollen Waffe gediehen ist und durch die Erfolge der deutschen U-Boote in dem gegenwärtigen Weltkriege seine Wirksamkeit und Bedeutung dargetan hat, bedeutet den Beginn einer neuen Ära der Technik des Seekrieges und der Weltpolitik auf dem Weltmeere!



Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Die evangelische Kirche zu Griesheim a. M.

Die evangelische Kirchengemeinde Griesheim blüht im Jahre 1915 auf ihr 370jähriges Bestehen zurück und begeht gleichzeitig in dem Jahre das fünfzigjährige Jubelfest der Einweihung ihrer Kirche. Beides ist Grund genug, den Spuren der Kirchengeschichte nachzugehen.

Griesheim und Nied, die seit den ältesten Zeiten in kommunalpolitischer Beziehung eine Einheit bildeten, waren auch nach der kirchlichen Seite zu einer einheitlichen Gemeinschaft verschmolzen und bildeten mit Sossenheim die Pfarrei Nied. Im Jahre 1554 traten sowohl die Einwohner von Nied als auch die von Griesheim zum protestantischen Glauben über, nachdem der damalige Landesherr beider Orte, der Graf von Hanau, kurz vorher denselben Schritt getan hatte. Die gemeinsame Kirche beider Orte stand in Nied und der historische „Kirchweg“, der neuerdings zu einer schönen Straße ausgebaut worden ist, erinnert noch an die Zeiten, in denen unsere Väter ihre religiösen Bedürfnisse in Nied befriedigten. Auch die Sossenheimer waren in Nied eingepfarrt.

Obgleich Griesheim und Nied dem Grafen von Hanau gehörten, so stand das Recht der Besetzung der Nieder Pfarrei den Stiftsherren der Liebfrauenkirche in Mainz zu, ein Umstand, der die nachteiligsten Folgen mit sich brachte. In der Zeit, in der Nied und Griesheim zum Protestantismus übertraten — Sossenheim blieb katholisch — wirkte in Nied der Pfarrer Carpentarius, zu Deutsch Wagner, der das Lesen der Messe aufgab und vierzig Jahre lang Gottes Wort lauter und rein verkündigte, bis er ums Jahr 1596 starb. Nach seinem Tode besetzte das Liebfrauenstift die Nieder Pfarrstelle mit einem katholischen Priester namens Jollandus, der im Sinne seiner Kirche wirkte. Aber die Nieder und Griesheimer Protestanten hielten fest an ihrem lutherischen Glauben und wiesen die Werbungen des Geistlichen zurück, und da man mit Gewalt versuchte, die Protestanten zum Katholizismus zurückzuführen, so schlossen die Evangelischen die Kirchentüre zu. Als Jollandus trotzdem in seinen Werbungsverfuchen fortfuhr, erhob der Graf von Hanau Widerspruch bei dem Liebfrauenstift in Mainz, setzte den Pfarrer Jollandus ab und forderte die Besetzung der Pfarrei mit einem evangelischen Priester. Inzwischen sollte der Schullehrer durch Vorlesen die Gemeinde erbauen, bis das Stift die Forderung des Landesherrn erfüllt haben würde. Allein die Mainzer Stiftsherren ließen den armen Schullehrer festnehmen und nach Höchst in „Gewahrsamb“ bringen. So stand nun Gewalt gegen Gewalt, und das arme Volk hatte darunter zu leiden; denn der unglückliche Zustand blieb solange bestehen bis zur Schlacht bei Höchst, die im Jahre 1622 zwischen dem kaiserlichen Feldherrn Tilly und dem Herzog von Braunschweig geschlagen wurde. Nied litt in der Schlacht furchtbar und wurde in der Schlacht größtenteils eingeäschert, auch die Kirche wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Nach dem traurigen Ereignis hielt der Landesherr von Hanau es für seine Pflicht, für den evangelischen Gottesdienst in Nied Sorge zu tragen, was in der Weise geschah, daß der reformierte Pfarrer von Bodenheim alle drei bis vier Wochen in Nied predigen mußte. Da aber die Nieder und Griesheimer lutherisch waren, so wandten sich letztere zu der lutherischen Gemeinde auf dem Gutleuthof bei Frankfurt. In diesem Verhältnis blieb die Gemeinde bis zum Jahre 1684, da der Graf

von Hanau die Orte Nied und Griesheim an Kurmainz gegen mehrere im Wibergrunde gelegene Ortschaften abtrat und zwar unter der ausdrücklichen Vereinbarung freier Religionsübung auf Grund des westfälischen Friedens.

Allein nicht lange waren diese beiden Orte unter katholischer Herrschaft, so gestattete man ihnen nicht mehr die Taufe ihrer Kinder bei einem Geistlichen ihres Bekenntnisses, sondern die Bewohner mußten es durch den katholischen Geistlichen in Sossenheim geschehen lassen. Auf gleiche Weise ging es auch mit den Kopulationen, und was die Beerdigung ihrer Toten betrifft, so durften sie nicht mehr mit Gesang und in Begleitung eines Geistlichen ihrer Konfession geschehen, sondern sie hatte ganz in der Stille zu erfolgen. Die Güter und Gefälle, welche ihre Vorfahren zur Unterhaltung eines Geistlichen ihres Glaubens ausgelegt hatten, wurden ihnen entzogen und teils dem katholischen Geistlichen zu Sossenheim, teils dem Stifte Beatae Virginis ad gradus in Mainz zugewendet, ja sogar der Gemeinde der kleine Zehnten noch auferlegt.

Die Griesheimer ließen sich jedoch ihr Recht wegen der Kindertaufe bei einem Geistlichen ihrer Konfession nicht nehmen, sondern brachten, obgleich ihr Geistlicher der zeitige Prediger zu Gutleuten nicht nach Griesheim durfte, ihre Kinder in die Kirche auf dem Gutleuthof oder nachher nach Niderrad oder in die Behausung des jeweiligen Predigers, der dann auch das Taufregister führte. Der Religionsbruch ging so weit, daß man den Kranken und Sterbenden nicht einmal erlaubte, einen ihrer Geistlichen zu sich rufen zu lassen. Diese unbuldige Behandlung der Evangelischen führte zu einer erneuten Beschwerde bei der Mainzer Regierung, die nach längeren Verhandlungen am 26. August 1706 anordnete, daß den Griesheimern und Niderradern in Krankheitsfällen und Sterbensnöten ein Geistlicher ihrer Konfession dienen dürfe, doch mit der Einschränkung, daß der Dienst nicht im schwarzen Kleide, noch viel weniger im Ornate, sondern ganz in der Stille und in einem farbigen Anzuge zu geschehen habe. Entgegen diesen Anordnungen wagte es im Jahre 1779 der evangelische Pfarrer Beder anfangs im schwarzen Gewande, später im ganzen Ornate nach Griesheim zu den Kranken zu gehen, um mit ihnen zu beten und ihnen das heilige Abendmahl zu reichen. Da von Mainzer Seite dagegen nichts eingewendet wurde, blieb es für die Folge dabei.

Als im Anfange des vorigen Jahrhunderts Griesheim und Nied an Nassau-Usingen kamen, ersuchten die Evangelischen Griesheims ihren damaligen Pfarrer Lorenz Fichtmüller in Niderrad, sich ihrer anzunehmen, damit sie ihre entzogene Religionsübung und ihre Parochialgefälle wieder erlangten. Fichtmüller gab der Gemeinde den Rat, sich nur so lange zu gedulden, bis sie ihrem neuen Landesherrn gehuldigt hätte; alsdann wolle er ihr mit Rat und Tat an die Hand gehen. Der damalige Schultheiß Johannes Stark und einige Gemeindeglieder kamen auch am Tage nach der Huldigung zu dem Pfarrer und erinnerten ihn an sein Versprechen. Fichtmüller begab sich auf die Anregung zu dem Senior Dr. Hufnagel und erstattete ihm über die Lage der evangelischen Gemeinde Bericht, worauf der Senior sich eine schriftliche Eingabe nebst den erforderlichen Belegen erbat, um sie durch Vermittelung des Konsistoriums der Fürstlichen nassauischen Regierung zu überreichen. Das

Frankfurter Konsistorium übernahm jedoch die Übermittlung nicht, sondern verwies die Gemeinde auf den direkten Weg, mit der Landesbehörde zu unterhandeln. Es wurde eine neue Eingabe gemacht, die von sämtlichen Mitgliedern der Gemeinde unterschrieben, im Jahre 1803 durch die beiden Nachbarn Joh. Nik. Jung und Joh. Adam Hochheimer einem hochfürstlichen nassau-usingischen Konsistorio zu Wiesbaden überbracht wurde. Die Gemeinde bat in der Eingabe um Rückgewährung ihrer entzogenen Religionsrechte und Parochialgefälle, wie auch um das Recht, in Zukunft bei der Gutleuthofer Kirche eingepfarrt zu bleiben.

Im Herbst 1803 erfolgte vom nassauischen Konsistorium durch den Superintendenten Bickel aus Mosbach ein Dekret, durch welches den Gemeinden Griesheim und Nid ihr vor Zeiten entzogener Gottesdienst gestattet wurde, dazu die Kindertaufe, Population, Krankenbesuch durch den Geistlichen, Begräbnis ihrer Toten mit Gesang und allen Feierlichkeiten durch einen evangelischen Geistlichen, und zwar sollten die Nider sich des Pfarrers in Oberliederbach und die Griesheimer sich des Pfarrers zu Niderrad — die Gemeinde auf dem Gutleuthof war inzwischen eingegangen — bedienen.

Nachdem so die Evangelischen das Recht freier Religionsübung wiedererlangt hatten, wurde bei ihnen der Gedanke wach, ihre zerfallene Kirche in Nid wieder aufzubauen. Nichts würde der Ausführung des Planes im Wege gewesen sein, wenn nicht Kurmainz vor Auflösung der geistlichen Fürstentümer noch das Vermögen der Nider Kirche, dessen Verwaltung unter Mainzer Herrschaft stets in den Händen der Evangelischen gelegen hatte, ohne jeglichen Rechtsgrund den Katholiken zur Verwaltung gegeben gehabt hätte. Als nun die Evangelischen behufs Erbauung der Kirche und Befolgung des Geistlichen auf ihr Vermögen Anspruch erhoben, verweigerten die Katholiken die Herausgabe, so daß erst im Jahre 1808 eine Teilung des Vermögens auf dem Rechtswege erstritten werden mußte. Ganz und gar nichts ließ sich erreichen wegen der Pfarrbefolgung.

Da nach der Vermögensteilung weder die katholische, noch die evangelische Gemeinde in der Lage war, eine eigene Kirche zu erbauen, einigte man sich nach langen Verhandlungen zum Bau einer Simultankirche, die 1829 vollendet wurde. Kaum war sie fertig, so strengten die Katholiken einen Prozeß an, um die Evangelischen aus dem Kirchenvermögen und aus der Kirche zu verdrängen. Ohne die Entscheidung abzuwarten, wollten sie, in feierlicher Prozession von Sossenheim kommend, tatsächlich von der Kirche Besitz ergreifen. Die Protestanten verwehrten ihnen den Eingang und schlossen die Kirche zu, die nun auch geschlossen blieb, bis im Jahre 1830 ein neuer Prozeß zu Ungunsten der Katholiken entschieden wurde. Die Kirche wurde von da ab gemeinsam benutzt. Dieser neue Zustand blieb so, bis es um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Evangelischen Griesheims gelang, ein eigenes Kirchenwesen zu schaffen. Graf Karl von Bosc und seine edle Gemahlin Gräfin Luise von Bosc, geborene Gräfin von Reichenbach-Lessonitz auf Hof Goldstein, haben das unvergeßliche Verdienst, unserer Gemeinde die Gründung einer eigenen Pfarrei Griesheim-Schwanheim durch die Schenkung von 12 000 Gulden ermöglicht zu haben, was am 28. Oktober 1858 geschehen ist. Drei Jahre später erhielt Griesheim seinen ersten evangelischen Pfarrer Eugen Heydenreich aus Vorch, und am 20. September 1865 fand die feierliche Einweihung der ersten evangelischen Kirche in Griesheim statt. Und das Erfreulichste, was man im Anschluß an die kurze geschichtliche Skizze mitteilen kann, ist der Umstand, daß die ewigen Fehden zwischen Katholiken und Protestanten hier am Main in der Neuzeit aufgehört haben. Man ist duldsamer geworden. Schiedlich und friedlich leben die beiden christlichen Konfessionen nebeneinander und arbeiten eifrig an dem Werke, zu dem sie berufen sind. Möge der Geist der Eintracht allezeit so bleiben!

J. Brumm.



Im Scheidertal

Ein Heimatbild aus dem Taunus von Georg Koedler.

Wo in der Mitte des schroff eingeschnittenen Kartals der schmale Wiesengrund sich etwas weitet, windet sich von Osten ein Bach heran, der Aubach. Das Tal, das ihn begleitet, führt den Namen Scheidertal.

Wo die Wasser sich einen, weißen rauchende Schlote im Talgrund auf ein großes Vert, die Michelbacher Hütte, benannt nach dem aaraufwärts liegenden größeren Ort Michel-

bach, in ihren ersten Anfängen um lange Zeiten zurückführend. In den weiten Ofen verglühten schon vor vielen Jahren die großen Holzvorräte, welche die Natur droben am Taunusgrat, in den meilenweiten Forsten um die Hohe Kanzel, am Trompeter und weiterhin aufgespeichert hatte. Mitten in den großen Waldungen hausten Köhler, liegen in hohen Weibern das Buchenholz unter dichter Rasen- und Erdbede langsam verglimmen und schidten die leichtgewordenen Reste, schöne, glänzende klingende Holzkohle über den schmalen Höhenpfad bis weit hinein ins Kartal zum Eisenvert. Eisenstraße heißt noch heute der alte Pfad, der die Höhenwaldungen mit der Schmelze verbindet.

Gar guten Ruf hatte die Hütte schon in früheren Zeiten, und so manche der weitbauchigen Ofen in den Bauernstuben bis weit ins Land hinein, dieser eisernen Ungetüme, die das Holz geradezu fressen, die aber auch so behagliche Glut ausströmen können, entflammen noch der Michelbacher Hütte. Selbst manche Kirchenglocke im Nassauer Land soll aus dem Schmelzofen am Ausfluß des Scheiderbachs hervorgegangen sein.

Droben vom Berggründen, der seine Stirnwand vorschiebt ins Mündungsgebiet des Aubachs, lugt ein Dörfchen herunter, Kettenbach. Steil windet sich eine Straße hinauf zu dem Ort und zu dem Kirchlein, das vom Berggrund weit über den Talgrund und die jenseitigen Höhen schaut. Fromme Ordensleute, die dem Flußtal entlangzogen, hatten sich vor vielen hundert Jahren die hochgelegene Stätte ausersehen, und dort, wo heute das Dörfchen siedelt, gründeten einst ein Kloster, das später an die Stiftung Gemünden im vorderen Westerwald und damit schließlich an die Herrschaft Westerbürg-Leiningen kam. Von alten Zeiten reden noch die Glocken, die in der neueren, 1751 erbauten evangelischen Kirche hängen, und die in schwerfälligen gotischen Gussbletern die Namen der vier Evangelisten tragen und die Jahreszahl 1440.

Auf abschüssigem, von sperrigen Schwarzkiefern gesäumten Pfad geht's über weiches Schiefergels abwärts, wieder ins Scheidertal. Aus der einstigen Olmühle hier, die der munter fließende Bach getrieben, ist eine Holschneide geworden, und dicht daneben hat eine Ziegelei sich gegründet, den fetten Lehm des Talbodens zu nuhen. Wo der Bach in starker Biegung nach Südosten sich wendet, kommt von Norden eine Wasserader herunter, und in der Talbucht zeigt sich das Dörfchen Daisbach, das katholisch inmitten des evangelischen Gebiets liegt. Eigenartig ist das Kirchlein mit der Pfarrwohnung vereinigt, dicht aneinander gebaut sind sie, und ein gemeinsames Dach hegt und schützt die beiden. Von den zwei Glöckchen droben im bescheidenen Turmaufbau trägt das eine die Umschrift: „Gegossen in Mainz 1740.“ Altar und Kanzel sind neu, aber von früherer Bedeutung und schöner Aus schmückung zeugen noch ein buntes Wappenschild über dem seitlichen Eingang und einige holzgeschnitzte Heiligenfiguren. — Das Dörfchen, dessen Bevölkerung vorwiegend Landwirtschaft treibt, sendet auch eine Anzahl seiner Einwohner zur Eisenarbeit nach der Michelbacher Hütte hinunter.

Der bis dahin offene Talgrund beginnt sich mehr und mehr zu engen, die Bergwände treten näher zusammen, bis dicht an die dem Bachlauf folgende neue Fahrstraße heran. Durch das dunkle Laub- und Nadelgehölz der Hänge ragen helle Schieferklippen, zerpalten und zerklüftet, und oft sind die Felsblöcke hoch aufgetürmt, als müßten sie beim geringsten Anstoß abgleiten. Tritt der Wald zurück, dann wuchert dort, wo das Tal sich zum nächsten Dorfe hin wieder ausflacht, Heidekraut auf dem armen Boden und überzieht im Herbst den dürren Hang mit lilafarbener Pracht. Goldgelbe Königslerchen leuchten steil und steif herüber, zäher Weißdornstrauch, weißblühend oder glutrote Früchte tragend, streckt seine dornigen Äste aus, und düster ragen die Stachelbüsche des Wacholders auf. Große Schwärme von Wachholderdroßeln, „Krametsvögel“ fallen im Herbst über den reifenden würzigen Beeren ein, und mit spikem Gezweig schützt der Strauch im Vorommer die Vogelbrut, die seinem dichten Geäst anvertraut wurden. Aber noch scharfspiiger zeigt sich dort der Stechginster, der an der Wegböschung wurzelt und zur Pflingzeit mit goldgelben Schmetterlingsblüten in der stillen Landschaft prangt. Nicht allzuhäufig ist er in unseren Fluren. Im Aussehen dem Besenginster gleichend, der in weiten Flächen unseren steilen Flußtälern folgt, sind die grünen Auten und die schmalen Blättchen in scharfe, harte Spitzen ausgezogen, die den Strauch dadurch vielleicht zum unantastbarsten von allen heimischen Gewächsen machen.

Immer breiter und flacher war das Land geworden; wo ein Seitenbach einmündete, lag Hennethal, ein alter Ort. Dem Seitenbach sind wir gefolgt, und nun liegt im weiten Feldgrund, nur noch in fernem Bogen von walbigem Berggrund umgeben, ein großer Ort vor uns. Er führt den eigentümlichen Namen Strinz-Trinitatis. Wo jetzt die Kirche steht, hoch und stark, gewaltig in ihrer Bauart, der Turm von biden,

schweren Mauern gefugt, von hohem Schieferhelm gekrönt, da soll einst ein gelehrter Gottesmann seine Stätte errichtet haben: Laurentius mit Namen und ein gewaltiger Verteidiger der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes. „St. Laurentius defensor Trinitatis“ habe man ihn nur noch genannt, und daraus soll der jetzige Ortsname zusammengezogen sein. Dem heiligen Laurentius war ja auch einst die spätere evangelische Kirche in Hennethal geweiht. Noch andere Bedeutung hat Strinz-Trinitatis. War hier doch die erste wirkliche Landschule in Nassau-Idsteiner Gebiet eingerichtet. Pfarrer Johannes Jäger hatte sie im 16. Jahrhundert ins Leben gerufen.

Auf steilem Schieferfels erbaut steht das Gotteshaus da. Im weiten Bogen umziehen doppelte Friedhofsmauern die Stätte, und oft mag in wilden Zeiten der wohlbefestigte Bau letzte Zufluchtsstätte gewesen sein, letzte Schanze, feindliche Scharen abzuwehren, den Angreifern auf steiler Höhe ein letztes unüberwindliches Hindernis entgegenzustellen. Weit schweift der Blick aus den Turmlöchern über das ringsum ausgebreitete Land, über die waldigen Talzüge, die weiten Ackerflächen, das öde Heidefeld und über die Schieferdächer des unter der steilen Höhe angehebelten Dorfes. An den alten Turm schließt sich das romanische Schiff, erhellt von länglich-runden Ochsenaugenfenstern, die breiten Wandflächen mit alten Ölgemälden geschmückt. Auf der Leinwand der hölzernen Tonnenbede ist die Dreifaltigkeit Gottes dargestellt. Ein seitliches großes Bild zeigt einen Festzug von Notodamen und -Herren in Faltenröden und Perücken; um einen Tisch im Vordergrund sitzen seine Spieler und Geldwechsler. Im Hintergrund sieht man das höllische Feuer brennen, zahlreiche Teufel peinigen die in den Flammen leidenden armen Seelen, und aus der sündigen Erdschar im Vordergrund schleppen andere Teufel neue Opfer herbei. In anderen Ölgemälden sind Luther und Melanchthon dargestellt. — Das Chor scheint noch später als das Schiff errichtet zu sein. In reichen Gliederungen zeigt sich das gotische Reggewölbe der Dede, und in die schlanken, rundbogig abgeschlossenen Fenster sind schon Spitzbogenverzierungen eingesezt.

Draußen an der Kirchenwand berichtet ein wappengeschmückter Denkstein:

„Zum schuldigen und wohlverdienten Ehrengedächtnis der weyland Hochgedlen und tugendbegabten Fraue Fraue Annen-Marien Schulzin, geborne Güntherin, welche a'o 1663 in Herborn in dem Fürstl. Dillenburgerischen gebahren, 1679 an den damaligen hochfürstl. Sachsen-Eisenachischen, zum Amt Friedewald in der Grafschaft Sayn wohlverordneten Amtsstellern Mathaeum Fridrich Schulzen verheiratet worden, und nachdem sie 52 Jahr mit demselbigen eine höchst vergnügte Ehe gelebet und darinnen 3 Söhne und 2 Töchter, welche noch alle beim Leben, erziehlet, nach einer ausgestandenen langwierigen Krankheit zum größten Leidwesen sowohl ihres im Leben herzlich geliebtesten Ehegatten als auch sämtlicher Kinder und Enkeln, anno 1730 den 24. Juny in dem 69. Jahr ihres Alters sanft und selig verschieden. Diese in Erinnerung derer lebenslang so vielfältig von ihrer genossenen ehelicher Liebe und Treue zu einer immerwährenden Andenken dies Epithaphium und Grabmahl setzen und aufrichten, derselben betrübter 82jähriger Ehemann Mathäus Fridrich Schulz, hochfürstlich Sachsen-Eisenachischen, des Amts Friedewald in der Grafschaft Sayn wohlverordneter Oberschultheis und Landcommissarius.“

Über den flachen Feldrücken zieht der Weg wieder nach dem Scheidertal, das wir vorhin verlassen. Oben, wo schmaler Wald die Höhe krönt, kreuzt ein alter Pfad, der Hermansweg. Er kommt vom Kartal, verläßt bei Hennethal den Scheiderbach, um ostwärts weiter zu führen, dem Pfahlgraben zu. Auf ihm zog vor langen Jahrhunderten Armin, der Cheruskerfürst, mit seinen Scharen nach den römischen Grenzlinien, das unterjochte germanische Land den kriegslustigen Feinden wieder streitig zu machen. — Weiten Ausblick bietet die Höhe hier. Drüben, jenseits des Scheidergrundes, begrenzen die langen Randzüge der Aar mit der hochgelegenen Kemeler Heide das Bild. Ganz links zeigt sich die Höhe der einstigen Eichenhahner Heide zwischen Zugmantel und Hohe Kangel. Näher vor uns siedelt einsam auf freier Blöße im waldigen Gebiet der Hof Georgenthal.

Der Hermansweg liegt hinter uns, der Pfad senkt sich wieder, und bald zeigt sich zu unseren Füßen im Aubachgrund unter Obstbäumen halbversteckt Strinz-Margaretha, ein kleines Dorf mit einfacher neuerer Kirche. Plätscherndes Gebirgswasser sprudelt, silberne Tropfen sprühend, aus dem großen Laubbrunnen, gereinigt und geklärt auf dem langen Weg durch die unterirdischen Spaltungen der vielgerlüfteten Schieferberge.

Immer mehr flacht das Tal ab. Die Orte Nieder- und Oberlibbach bespült noch der immer unansehnlich gewordene Aubach, zuletzt gliedert sich der Lauf in dünne Wasseradern, in seine Quellsäden.

Wir sind am Ziel. Droben auf dem Höhenkamm zieht die Hühnerstraße quer vorbei, die alte Verkehrsader zwischen Süddeutschland nach Nordwestdeutschland. Dicht vor uns, etwas südlich der Stelle, wo die Hühnerstraße den Pfahlgraben kreuzt, liegt, den wichtigen Schnittpunkt einst zu sichern, das starke Römerkastell am Zugmantel. Sein Brunnen war die Quelle der Aar, deren Mittellauf wir vor Stunden verlassen.



Das Archiv der Westerburg.

Von Oskar Suchs, Pfarrer in Schadeß.

Auf einem Basaltfelsen des Westerwaldes hoch über der heutigen Kreisstadt Westerburg erhebt sich als mächtiges Bieder mit Vorhöfen, Türmen und Mauern die Burg gleichen Namens, die teils im dreizehnten, teils im fünfzehnten und achtzehnten Jahrhundert erbaut wurde und heute noch trotz ins Land hinaus-schaut, ein gewaltiges Denkmal vergangener Zeiten. In diesem alterwürdigen Bau, der heute noch von dem Chef des Hauses Leiningen-Westerburg als Sommerresidenz benutzt wird, befindet sich in einem geräumigen Saal mit Reggewölbe eines der bedeutendsten Archive des Hauses Leiningen. Erwähnenswert ist in demselben eine auf dem Gesims des Kamins befindliche, zierlich gemeißelte Frauengestalt, die die Leiningen-Westerburgischen Wappen hält.

Das älteste Leiningen Archiv war in der Burg Neu-Leiningen (bei Grünstadt in der bayrischen Rheinpfalz); als aber im Jahre 1505 unter dem Grafen Reinhard I. zu Leiningen-Westerburg die Hälfte von Neu-Leiningen an das Haus Leiningen-Westerburg*) kam, fiel dieses wichtige Archiv, aus dem schon Emich VII. Graf zu Leiningen-Hardenburg manches entfernt hatte, widerrechtlich in bischöflich Wormsische Hände, aus denen es trotz wiederholter Mahnungen in zwei Jahrhunderten nicht wieder zu erlangen war.

Nun wurde von Margarethe Gräfin zu Leiningen, der Witwe Reinhard's III., Semperfreien Herrn zu Westerburg und Schaumburg, und ihrem Enkel Reinhard I. zu Leiningen-Westerburg etwa seit dem Jahre 1468 ein neues Archiv auf Alt-Leiningen (bei Grünstadt) angelegt, das jedoch im Jahre 1525 im Bauernkrieg bei der Zerstörung der Burg zu Grunde ging.

Nachdem Philipp I. Graf zu Leiningen-Leiningen (1527 bis 1597) die Burg wieder aufgebaut hatte, entstand auf Alt-Leiningen das dritte Archiv. Dasselbe bestand bis zum Jahre 1690. Als die Franzosen auf ihrem Nordbrennerzug durch die Pfalz auch die Burg Alt-Leiningen sprengten und in Brand stellten (1690), wurde das Archiv von ihnen in Fässer verpackt, nach Homburg in Westrich geführt und dort mit ebenfalls geraubten Kurpfälzer und Leiningen-Hardenburger Urkunden vermischt; als nach dem Frieden zu Ryswid (1697) diese Akten wieder abgeholt werden durften, brachten Leiningen-Westerburg und Leiningen-Hardenburg dieselben in wirrem Durcheinander nach Grünstadt und Bockenheim. Da sich jedoch Leiningen-Hardenburg zu einer ordnungsmäßigen Teilung nicht verstehen wollte, so waren viele wichtige Stücke in beiderseitigen Händen zu nicht geringem Schaden.

Was Leiningen-Westerburg seit jener Zeit an Urkunden neu ansammelte, wurde im Jahre 1756 nach der Westerburg überführt, mit dem dortigen uralten Archiv vereinigt und zwischen den Jahren 1756 und 1762 von dem Leiningen-Westerburgischen Archivrat Knoch, der sich durch seine „Leiningen-Westerburger Chronik“ um die Geschichte des Hauses Leiningen wohlverdient gemacht hat, geordnet.

Leider wurde das Archiv der Westerburg durch die französische Revolution, die napoleonischen Kriege, in denen das Schloß wiederholt als Lazarett und zu Ställen benutzt wurde, durch die westfälische und großherzoglich Bergische Regierung wieder sehr in Unordnung gebracht; es wurden in dieser Zeit sogar viele Urkunden verschleppt oder beseitigt. Deshalb erteilte August Georg Gustav Graf zu Leiningen-Westerburg-Neu-Leiningen (1770 bis

*) Das Haus Leiningen-Westerburg entstand 1423 durch Vermählung Reinhard's III., Semperfreien Herrn zu Westerburg und Schaumburg, mit Margarethe, Tochter Graf Friedrich's VIII. von Leiningen.

1849) dem evangelischen Pfarrer J. G. Lehmann*) zu Ruffdorf in der Pfalz den Auftrag, Ordnung in das Durcheinander zu bringen. Lehmann hat diese Aufgabe im Jahre 1830 in einem Zeitraum von drei Monaten in mustergetreuer Weise gelöst. Eine Frucht seiner Arbeit war seine Monographie „Geschichtliche Gemälde aus dem Rheinkreis Bayerns, I. Heft: Leiningen Tal“, Heidelberg 1832, die er dem Grafen August widmete.

Wir wenden uns nun zum Archiv der Westerburg. Dasselbe umfaßt hauptsächlich die Linie Leiningen-Westerburg-Neu-Leiningen (Nassauer Ast**), die im Jahre 1874 mit der frommen Gräfin Seraphine Franziska erlosch. Zwei Verzeichnisse, nämlich die Registratur über das Repositorium A, sodann die Registratur über das Repositorium B führen die vielen zum Teil sehr wichtigen Urkunden des Neu-Leiningenschen Zweiges des Hauses Leiningen-Westerburg auf. Das Repositorium A enthält in 58 teilweise sehr stattlichen Faszikeln die Akten über die Geschichte des Hauses Neu-Leiningen von dem Grafen Georg II. Karl Ludwig (1666 bis 1726) bis zu dem Grafen August Gustav (1770 bis 1849), das Repositorium B umfaßt in 48 nicht minder stattlichen Bänden die Gemeinden- und Kameralachen der Neu-Leiningenschen Lande.

Das Repositorium A ist das wichtigere und reichhaltigere von beiden. Darum wollen wir etwas näher auf dasselbe eingehen. Im ersten und zweiten Bande dieser Abteilung sind die alten gräflich Leiningenschen Hausrezesse und Familienverträge aus den Jahren 1557 bis 1714 (meist in Kopien) gesammelt. Erwähnt seien nur der Westerburger Vertrag 1557, der Königsteiner Vertrag 1567, der Friedberger Vertrag 1598, der Schabeder Vertrag 1612, der Schaumburger Vertrag 1614, Bestätigung der Leiningenschen Familienverträge von Kaiser Ferdinand III. vom 13. August 1640.

Dann folgen in den Faszikeln III und IV Verträge, Vergleiche und sonstige Hauptoriginalurkunden, Testamente und Schiedsiale des gräflichen Hauses unter der Regierung Graf Georgs II., des Stifters der Linie Neu-Leiningen, bis zu dessen Tode (1726). Unter diesem tüchtigen Regenten und zwar durch seine Vermählung mit Margarethe Gräfin von Guldenslöw-Daneskiöld-Lauenwig kamen die Ansprüche auf die Grafschaft Lauenwig (an der Südküste Norwegens), und nachdem diese Grafschaft im Jahre 1805 verkauft worden war, die Anwartschaft auf ein Fideikommisskapital von 1 958 072 Mark an das Haus Leiningen-Westerburg-Neu-Leiningen.

Die dann kommenden Bände V bis IX enthalten die Verträge und Vergleiche unter der vormundschaftlichen Regierung der Witwe Georgs II., der trefflichen Margarethe (+ 1761) bis zum Jahre 1740 nebst den Vormundschaftsrechnungen. Letztere sind noch vollständig von 1726 bis 1737 vorhanden und zeigen uns deutlich ihre vielseitige Tätigkeit. Im Jahre 1740 trat sie die Regierung an ihren ältesten Sohn, den Grafen Georg Karl I. Ludwig (geb. 1717), endgültig ab.

In den Faszikeln X bis XVII sind dann weiter die Verträge, Vergleiche und dergl. unter der Regierung dieses Grafen Georg Karl I. Ludwig (1740 bis 1787) zusammengestellt. Bemerkenswert ist, daß von diesem frommen Grafen zu einer Zeit, wo in anderen Herrschaftsgebieten schon die Neigung zur Religionslosigkeit offen hervortrat, in der Grafschaft Leiningen die Sonntagsheiligung noch ernstlich gehandhabt wurde. Nicht Polizeizwang füllte die Kirchen, sondern das gute Beispiel der vornehmsten Glieder der Gemeinde hatte auf viele andere einen heilsamen Einfluß. Auf Graf Georg Karl I. folgte sein Sohn Graf Karl II. Gustav Reinhard Woldemar (geb. 1747).

Demnach kommen jetzt die Verträge und Vergleiche unter der Regierung des Grafen Karl II. von 1787 bis 1798 (Faszikel XVIII bis XXI). Unter ihm brachen die Stürme der französischen Revolution herein und bereiteten der Leiningen-Westerburgischen Herrschaft auf dem linken Rheinufer in der alten Grafschaft Leiningen ein Ende.

In den Bänden XXII bis XXXI sind sodann die Vergleiche, Verträge und sonstige Begebenheiten unter der Regierung des Grafen Ferdinand Karl III. (geb. 1767) bis zur Übergabe der Regierung und Verwaltung an den Grafen August Gustav (1798 bis 1808) gesammelt. Unter Graf Ferdinand Karl III. gingen durch den Frieden von Luneville (1801) sämtliche Leiningen-Westerburgischen Besitzungen in der Grafschaft Leiningen links des Rheins definitiv verloren und fielen an Frankreich. Für diesen Verlust erhielt die Linie Neu-Leiningen durch

den Reichsdeputationshauptschluß (1803) die vormalige Zisterzienser Abtei Engental in der Wetterau nebst einer jährlichen Rente von 6000 fl. eine wahrhaft dürftige Entschädigung. Karl III., der wegen seiner Kriegsverluste im Westerburgischen Geld bedurfte, verkaufte die Herrschaft Engental sofort wieder an den Grafen von Solms-Wildenfels. Mit dem Grafen Christian Karl zu Alt-Leiningen (1757 bis 1811) schloß Karl einen Teilungsvertrag, kraft dessen seine Linie die Herrschaft Westerburg nebst halb Schabed behielt. Am 15. Mai 1808 trat er gegen eine Kompetenz an Geld und Naturalien die Regierung an seinen Bruder August ab und starb am 26. November 1813. Faszikel XXXII und XXXIII enthalten schließlich die Verträge, Vergleiche usw. unter der Regierung des Grafen August Georg Gustav (geb. 1770) von 1808 bis 1849. Unter ihm wurde die Grafschaft Westerburg nebst der Herrschaft Schabed herzoglich nassauischer Souveränität unterstellt. Durch den Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 13. Februar 1829 wurde ihm als dem Haupt eines deutschen, vormals reichständischen, nun standesherrlich gräflichen Hauses das Prädikat „Erlaucht“ beigelegt. Infolge seiner militärischen Tüchtigkeit brachte es Graf August bis zum k. k. Feldmarschalleutnant und Vize-Gouverneur von Mainz.*)

An diese Urkunden von der Regierung des Grafen Georg II. an bis zur Regierung des Grafen August Gustav (1666 bis 1849) schließen sich dann in Band 34 bis 36 allerlei Anordnungen und Verordnungen der Grafen über das bürgerliche Leben an von 1696 bis 1803 (z. B. Verordnung und Verbot des Spielens und Branntweintrinkens am Sonntag vom 13. September 1696; Verordnung wegen schnellerer Rechtspflege vom 12. Januar 1748; Tanz- und Musikordnung vom 28. Juni 1749; Eheordnung vom 16. Januar 1751; Wirtschaftsordnung vom 11. Mai 1751; Gerichtsschreiber-Ordnung vom 16. Februar 1753; Rentei-Ordnung vom 14. April 1755; Hofbedientenordnung vom 19. April 1755; Mähl- und Mahlordnung vom 15. Mai 1756; Verordnung wegen des Tabakrauchens auf den Straßen vom 25. Juni 1756; Verordnung, die Tausen, Kopulationen und Begräbnisse betreffend, vom 9. Januar 1765; Verordnung, das Heiraten unbemittelter Personen betreffend, vom 22. Oktober 1776; Verordnung, die Aufhebung des Juden-Leibzollens betreffend, vom 14. März 1801 u. v. a.).

Hierauf kommen in Faszikel 37 Akten, die die Fräuleinsteuer**) für mehrere Gräfinnen betreffen, dann in den Bänden 38 bis 49 Akten und Urkunden, welche die gräflich Leiningenschen Beamten und Angestellten angehen.

Die letzten Bände (50 bis 58) enthalten noch besonders allerlei zum Teil hochinteressante und wichtige Schriftstücke über die Revolutionskriege und die Schiedsiale und Bedrückungen, welche sowohl das gräfliche Haus als auch die Grafschaft Leiningen und die Herrschaft Westerburg dabei erlitten haben (1793 bis 1800). Siehe oben unter Graf Karl II. und Ferdinand Karl III.

Das Repositorium B, welches in 48 Faszikeln die Gemeinden- und Kameralachen umfaßt, enthält folgende Gegenstände:

1. Akten, die Gemeinden der Grafschaft Leiningen, besonders aber der Herrschaft Westerburg und auch andere betreffend (Faszikel 1 bis 19);
2. Bergwerke und Hämmer (Faszikel 20);
3. Grenzachen (Faszikel 21);
4. Höfe (Faszikel 22 bis 31);
5. Jagdsachen (Faszikel 32);
6. Mühlenachen (Faszikel 32 bis 37);
7. Wald- und Forstachen (Faszikel 38 bis 41);
8. Weiher und Fischerei (Faszikel 42 bis 44);
9. Weidesachen (Faszikel 45 bis 46);
10. Wiesen (Faszikel 47);
11. Pachten, Zehnten und dergl. (Faszikel 48).

*) Auf Graf August folgte sein Neffe Graf Christian Franz Seraphin Vinzenz (1812 bis 1856), der sich durch „eminenten Mut und hohe Befähigung“ auszeichnete und bis zum k. k. wirtl. Geh. Rat und Feldmarschalleutnant emporstieg. Nach seinem frühen Tode succedierte im Besitz der Güter seine Schwester Franziska Seraphine (geb. 1810), mit deren Hinsung 11. Nov. 1874 der nassauische Zweig des Hauses Neu-Leiningen erlosch. Ihr Ebe wurde Graf Friedrich III. Wiprecht Franz zu Alt-Leiningen (geb. 30. Dezember 1854).

**) Diese Fräuleinsteuer betrug um 1428 ca. 2000, 1555 ca. 3000 fl. ohne Schmutz und Kleider, für die auch noch 1000 fl. angerechnet wurden. Die eingegangene Summe bildete einen Teil der Aussteuer der Gräfinnen. Außerdem sind noch bekannt die Fräuleinsteuer für die Rheingräfin Christiane 1699 zu 5000 fl., für die Gräfin Charlotte Amalie von Wiser zu 6000 fl., für die Gräfin Anna Auguste (vermählt an Baron von Holsheim) 1764, für die Gräfin Charlotte (vermählte Gräfin Sayn-Wittgenstein) 1776–1781, für die Gräfin Elisabeth (vermählte Wappenheim) 1778–1780.

*) Weitere Werke des um die Geschichte des Hauses Leiningen hochverdienten Verfassers sind: Lehmann: „Dürtheimer Tal“ 1834; Lehmann: „Urkundliche Geschichte des gräflichen Hauses Leiningen-Hardenburg und Leiningen-Westerburg.“ Kaiserslautern 188.; Lehmann: „Die Dynastie von Westerburg.“ Wiesbaden 1886.

**) Der bayerische Ast der Linie Neu-Leiningen blüht heute noch in den beiden Grafen Karl, Bezirksamtmann in Schongau am Lech, und Graf Wilhelm, Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien.